

»Was? Und unseren Sohn allein nach Dublin bringen?«

Er zuckte mit den Achseln, und Anne lachte leise. »Mein Guter, Ihr mögt ein vorzüglicher Ehemann sein, aber es gibt Dinge, die nur eine Mutter tun kann. Ich muss bei dem Jungen bleiben.«

»Hat er die Brust genommen?«

Anne nickte. »Ein wenig. Kurz bevor wir den Gasthof verlassen haben. Aber nicht genug. Ich glaube, er hat nicht die Kraft dazu.« Sie legte den kleinen Finger an die Lippen des Säuglings und kitzelte sie sanft, um eine Reaktion hervorzurufen, aber das Kind kräuselte die Nase und wandte das Gesicht ab. »Mir scheint, er hat nur wenig Überlebenswillen.«

»Armer Kerl«, sagte Garrett. »Armer Henry.« Er spürte, wie seine Frau erstarrte, als er den Namen aussprach. »Was ist?«

»Nennt ihn nicht so.« Sie drehte den Kopf zum Fenster.

»Aber das ist der Name, auf den wir uns geeinigt haben.«

»Ja. Aber er wird vielleicht ... nicht überleben. Ich habe den Namen für einen Sohn reserviert, der stark sein würde. Wenn er stirbt, könnte ich den Namen nicht für ein weiteres Kind nehmen. Ich könnte es nicht.«

»Ich verstehe.« Garrett drückte sanft ihre Schulter. »Aber kein christliches Kind sollte namenlos sterben.«

»Nein ...« Anne sah auf das winzige Gesicht hinab. Sie fühlte sich hilflos in dem Wissen, dass vielleicht nur wenige Stunden verbleiben würden, bis der Junge in die nächste Welt hinüberwechselte, nachdem er in dieser kaum einen Atemzug getan hatte. Die Trauer würde in einem enormen Missverhältnis zur Dauer seines Säuglingslebens stehen. Dem kränklichen Ding einen Namen zuzuteilen, würde alles nur schlimmer machen, und sie scheute vor der Aufgabe zurück.

»Anne ...« Garrett sah sie immer noch an. »Er braucht einen Namen.«

»Später. Dafür wird später Zeit sein.«

»Und wenn nicht?«

»Wir müssen auf Gott vertrauen, dass Zeit sein wird.«

Garrett schüttelte den Kopf. Das war typisch für sie. Anne hasste es, wenn das Leben ihr Schwierigkeiten in den Weg legte. Er holte tief Luft. »Ich will, dass er einen Namen trägt. Nicht Henry, von mir aus«, räumte er ein. »Aber wir müssen uns jetzt auf einen einigen, solange er noch lebt.«

Anne zuckte zusammen und schaute aus dem Fenster, aber alles, was sie sah, war ihr eigenes, ruckelndes Bild, und hinter ihr spiegelten sich ihr Mann und ihr Kind.

»Anne ...«

»Also gut«, sagte sie gereizt. »Da Ihr darauf besteht. Wir werden ihm einen Namen geben. Wofür immer das gut sein soll. Wie wollen wir ihn nennen?«

Garrett sah auf den Jungen hinab, er staunte über seine tiefen Gefühle für den

Säugling und fürchtete zugleich das Verdikt der Hebamme. Wenn man bedachte, dass Anne ihn so viele Monate in ihrem Leib getragen, seine ersten Bewegungen gespürt hatte, dass sie gewusst hatte, sie trug ein Leben in sich ... Als sie Garrett von der schrecklichen Ruhe in ihrem Bauch erzählt hatte, waren sie in kopfloser Angst nach Dublin geeilt, nur um zu erleben, dass unterwegs die Geburt einsetzte. Als das Kind dann lebend zur Welt kam, war Garretts Herz voller Freude gewesen, eine Freude, welche die Hebamme mit ihrer Erklärung, das Kind sei zu schwach, um zu überleben, wieder zunichtemachte. Er kämpfte gegen den Schmerz an, der in ihm aufwallte.

»Garrett?« Anne hob den Kopf und sah ihm in die Augen. »Ach, Garrett, es tut mir so leid. Ich bin keine große Hilfe, nicht wahr?«

»Ich ... es geht schon. Einen Moment nur.«

Er richtete sich auf, drückte sie an sich und spürte ihre Anspannung trotz der Stöße der Kutsche auf der holprigen Landstraße. Draußen färbte das erste Morgenlicht die Hügel im Osten grau, und der Kutscher ließ die Peitsche über dem Kopf der Pferde knallen, um sie zur Eile anzutreiben.

Anne zwang sich zur Konzentration. Ein Name musste her – rasch. »Arthur.«

Garrett lächelte sie an und sah erneut auf ihren Sohn hinab.

»Arthur«, wiederholte er. »Nach dem König. Der kleine Arthur.« Er strich über die seidige Stirn des Säuglings. »Ein schöner Name. Eines Tages wirst du so ritterlich und mutig wie dein Namenspatron sein.«

»Ja«, sagte Anne. »Genau, was ich sagen wollte.«

Mit grauem Nieselregen brach der Morgen über der irischen Landschaft an, und die tief ausgefahrene Spur wurde bald schlammig und ließ die Wagenräder einsinken. Mittags legten sie kurz in einer kleinen Stadt Halt ein, um den Pferden eine Pause zu gönnen und eine Erfrischung zu sich zu nehmen. Anne blieb mit dem Kind in der Kutsche und versuchte erneut, ihm die Brust zu geben. Wie zuvor schmatzte Arthur mit den Lippen, als er die dargebotene Brustwarze empfand, aber nach nur kurzem, krampfartigem Saugen wandte er das Gesicht ab, würgte und sabberte und wollte nicht weitertrinken.

Als das Licht verblasste und die Kutsche wieder von Dunkelheit eingehüllt wurde, bog die Landstraße um einen Hügel, und in der Ferne sah Garrett Hunderte von Lampen in den Fenstern der Hauptstadt funkeln. Einmal mehr musste O'Shea die Geschwindigkeit drosseln, da er Mühe hatte, den Weg zu erkennen. Und so kam es, dass die Kutsche erst zwei Stunden nach Anbruch der Nacht in die Stadt einfuhr und über die gepflasterten Straßen zum Haus in der Merrion Street ratterte.

Garrett half seiner Frau und dem Kind vorsichtig aus der Kutsche und brachte sie ins Haus. Dann gab er Befehl, dass unverzüglich ein Feuer im Salon angezündet und warmes Essen für ihn und Anne zubereitet werden sollte. Schließlich schickte er

Diener um eine Amme und zu Dr. Kilkenny, dem angesehensten Arzt in der Stadt.

Dieser wurde in den Salon geführt, als Anne und Garrett gerade ihre Fleischbrühe zu Ende löffelten. Garrett sprang auf und ergriff die behandschuhten Hände des Doktors.

»Danke, dass Ihr so schnell gekommen seid.«

»Ja, nun, man sagte mir, es sei dringend.« Der Atem des Arztes roch nach Wein.
»Und wo ist nun mein Patient, Wesley? Die junge Dame hier?«

»Nein.« Anne wies zu der Wiege, die nahe beim Kamin stand. »Unser Sohn Arthur. Er ist letzte Nacht zur Welt gekommen. Kaum hatte die Hebamme ihn gesehen, erklärte sie, er sei in schlechter Verfassung, und wir müssten uns auf das Schlimmste gefasst machen.«

»Pah!« Der Doktor schüttelte den Kopf. »Was weiß eine Frau von Medizin, eine irische Frau noch dazu? Man sollte ihnen gar nicht erlauben, in medizinischen Fragen eine Meinung kundzutun. Ihre Aufgabe ist es einzig, die Kinder zur Welt zu bringen. Nun, was ist los mit dem Jungen?«

»Er nimmt die Brust nicht an.«

»Wie? Gar nicht?«

»Nur ein paar Schlucke. Dann würgt er und trinkt nicht mehr.«

»Hm.« Dr. Kilkenny stellte seine Tasche neben der Wiege ab, schälte sich aus seinem Mantel und gab ihn Garrett, bevor er sich über das Neugeborene beugte und vorsichtig die Decken zurückschlug, in die es gewickelt war. Er rümpfte die Nase, als ihm ein nur zu vertrauter Geruch entgegenstieg. »Zumindest ist mit seiner Verdauung alles in Ordnung.«

»Ich lasse seine Windel wechseln.«

»Sogleich, erst dann, wenn ich ihn untersucht habe.«

Anne und Garrett beobachteten ängstlich und schweigend, wie der Arzt im schwankenden Schein des Kerzenhalters den winzigen Körper ihres Kindes untersuchte. Ein leiser Schrei drang aus der Wiege, als der Doktor leicht auf den Bauch des Knaben drückte, und Anne sprang besorgt auf. Dr. Kilkenny warf einen Blick über die Schulter. »Bewahrt nur die Ruhe, gute Frau. Das ist vollkommen normal.«

Garrett griff nach Annes Händen und hielt sie fest, bis der Arzt seine Untersuchung beendet hatte und sich aufrichtete.

Garrett sah ihn an. »Nun?«

»Kann sein, dass er überlebt.«

»Kann sein ...«, flüsterte Anne. »Ich dachte, Ihr könntet uns helfen.«

»Gute Frau, die Möglichkeiten eines Arztes, seinen Patienten zu helfen, sind begrenzt. Euer Junge ist schwach. Ich habe viele Kinder wie ihn gesehen. Manche gehen sehr schnell verloren. Andere halten Tage oder sogar Wochen durch, ehe sie doch erliegen. Manche überleben.«

»Aber was kann man für ihn tun?«

»Haltet ihn warm. Versucht, ihm so oft wie möglich die Brust zu geben. Ihr müsst ihn außerdem mit einer Salbe einreiben, die ich Euch dalassen werde. Einmal morgens und einmal abends. Es ist ein Stimulans und kann sehr wohl den Unterschied zwischen Tod und Leben ausmachen. Das Kind wird vielleicht weinen, wenn Ihr die Salbe auftragt, aber Ihr dürft seine Tränen nicht beachten und müsst die Behandlung fortsetzen. Verstanden?«

»Ja.«

»Und jetzt meinen Mantel, bitte. Ich lasse die Rechnung morgen Vormittag schicken. Ich wünsche eine gute Nacht.«

Sobald der Arzt gegangen war, sank Garrett in einen Sessel neben der Wiege und sah hilflos auf das Kleinkind. Arthur schlug für einen Moment die Augen auf, aber sein restlicher Körper wirkte so schlaff und leblos wie zuvor. Garrett betrachtete ihn noch eine Weile, dann rieb er sich die müden Augen.

»Ihr solltet zu Bett gehen«, sagte Anne leise. »Ihr seid erschöpft und braucht Schlaf. Ihr müsst stark sein in den kommenden Tagen. Ich werde Eure Unterstützung brauchen. Und er auch.«

»Er heißt Arthur.«

»Ja, ich weiß. Nun geht zu Bett. Ich bleibe hier bei ihm.«

»Wie Ihr meint.«

Als Garrett den Raum verließ, blickte seine Frau auf das Kind hinunter und fuhr sich müde mit der Hand über die Stirn.

Am nächsten Tag versuchte Anne weiter, dem Kind die Brust zu geben, aber es trank nur wenig von ihrer Milch und verkümmerte vor den Augen seiner Eltern immer mehr. Erst ließ die Anwendung der Salbe den Säugling aufheulen, aber Anne entdeckte bald, dass er umgehend den Trost ihrer Brust suchte, wenn sie ihn mit dem leicht nach Alkohol riechenden Mittel einstrich.

Anne und Garrett hielten seine Geburt sorgsam geheim, da sie keine endlosen Besuche von besorgten Freunden und Verwandten bekommen wollten. Sie schickten nicht einmal eine Nachricht zu ihrem Landsitz in Dangan, um ihre anderen Kinder von dem jüngsten Bruder in Kenntnis zu setzen.

Dann, am vierten Tag nach der Geburt, stürzte Anne aufgeregt ins Arbeitszimmer ihres Mannes, um ihm mitzuteilen, dass Arthur endlich richtig trank. Und da er sich weiter stillen ließ, nahm er langsam zu, bekam Farbe und begann zu strampeln und sich zu winden, wie es sich für Säuglinge gehörte. Bis endlich klar war, dass er überleben würde. Erst dann, am 1. Mai, drei Wochen nach seiner Geburt, gaben seine Eltern die Ankunft von Arthur Wesley, dem dritten Sohn des Earl of Mornington, in den Zeitungen Dublins bekannt.

3

Korsika, 1769

Erzdiakon Luciano hatte gerade mit dem Segen begonnen, als Letizias Fruchtblase platzte. Sie war im prallen Schein der Sonne gestanden, die durch die hohen Bogenfenster hinter dem Altar des Doms von Ajaccio einfiel. Es war ein sengend heißer Augusttag, ihr war warm, und es juckte unter den dunklen Falten ihrer besten Gewänder, die sie nur zur Messe trug. Letizia spürte ein Rinnsal von Schweiß unter ihren Armen, kühl genug, um sie schauern zu lassen. Und wie als Reaktion darauf strampelte das Kind kräftig in ihrem mächtig angeschwollenen Leib.

Letizia lächelte. Was für ein Unterschied zu ihrem ersten Kind. Giuseppe war so still in ihrem Schoß gelegen, dass sie schon eine weitere Totgeburt befürchtet hatte. Doch inzwischen war er ein prächtiger, gesunder Junge. Fügsam wie ein Lamm. Nicht wie dieses andere Kind, das nun in ihr war und es scheinbar nicht erwarten konnte, in die Welt zu platzen. Vielleicht lag es an den Umständen seiner Empfängnis und dem Leben, das sie und Carlo während ihrer Schwangerschaft führen mussten. Mehr als ein Jahr lang hatten sie gegen die Franzosen gekämpft. Lange Monate, in denen sie über die zerklüfteten Berge und durch die versteckten Täler Korsikas gezogen waren und Hinterhalte für die französischen Patrouillen gelegt oder einen ihrer Außenposten angegriffen und deren Besatzung getötet hatten, um danach ins Inselinnere zu fliehen, bevor die unvermeidliche Infanteriekolonnie eintraf, um Jagd auf sie zu machen. Monate, die sie in Höhlen verborgen in der Gesellschaft des ungehobelten Haufens von Kleinbauern verbrachten, die Carlo befehligte. Patrioten, gejagt wie Tiere.

In einer solchen Höhle war das Kind empfangen worden. An einem bitterkalten Winterabend kurz vor Weihnachten, als sie und Carlo auf einem Bett aus Kiefernäzweigen lagen, in dünne, schmutzige Decken gehüllt. Ringsum hatten ihre Gefolgsleute weitergeschlafen oder zumindest so getan, als sich ihr Anführer und seine junge Frau leise unter den Laken bewegten. Sie hatten keine Scham dabei empfunden. Nicht im Angesicht der Tatsache, dass der folgende Tag einem von ihnen oder beiden den Tod bringen konnte und Giuseppe als Waise im Haus seiner Großeltern zurückbleiben würde.

Sie hatten den ganzen Winter hindurch gegen die Eindringlinge gekämpft, bis in das